

Vorträge und Aufsätze

Arbeitsbereich Allgemeine Pädagogik

Institut für Erziehungs- und Bildungswissenschaft

Karl-Franzens-Universität Graz

Jg. 2021

Denkwerkstatt

Allgemeine Pädagogik

Heft 20

Eva Borst

Kritik der Resilienz.



Zauberworte der Pädagogik: das Beispiel Resilienz. Ein Essay über die Stilllegung pädagogischer Kritik

Reklame

Wohin aber gehen wir

ohne sorge sei ohne sorge

wenn es dunkel und wenn es kalt wird

sei ohne sorge

aber

mit musik

was sollen wir tun

heiter und mit musik

und denken

heiter

angesichts eines Endes

mit musik

und wohin tragen wir

am besten

unsre Fragen und den Schauer der Jahre

in die Traumwäscherei ohne sorge sei ohne sorge

was aber geschieht

am besten

wenn Totenstille

eintritt

(Ingeborg Bachmann 1956)

Zauberworte sind magische Beschwörungsformeln. Die Faszination der Magie liegt in der für Laien nicht nachvollziehbaren Technik, Dinge und Menschen zu beeinflussen, gar sie verschwinden zu lassen, ohne aber dass sie tatsächlich verschwunden wären. Verborgenen hinter dem Schleier einer Illusion leben sie weiter, sie kommen aber beizeiten und zum Glück auch wieder zum Vorschein. Das Formelhafte der Beschwörung, ihre Wiederholung bei jedem neuen Zauberakt, ist dabei das notwendige Mittel, die Zuschauer und Zuschauerinnen in den Bann zu ziehen, um die Täuschung nicht als Täuschung, sondern realistisch aussehen zu lassen. In diesem Sinne und übertragen auf das Feld der Pädagogik sind Zauberworte jene Begriffe, die, oft wiederholt, das Pädagogische an der Pädagogik verschwinden lassen und mithin in zauberhafter Weise eine Realität beschreiben, die eine Täuschung aller angenehmster Art ist. Weil sie sich im Unterbewussten einnisten, sich proliferieren und auf diese Weise an Bedeutung gewinnen, haften jenen Begriffen eine nur scheinbare Wahrhaftigkeit an, die fortan weitgehend unreflektiert als Wahrheit Geltung beansprucht. Tröstlich, dass bei all den Zaubertricks *eines* dem denkenden Menschen nicht entgeht: die Wirkung des Zaubers ist eine vorübergehende und die verschwundenen Dinge tauchen wieder auf. Das Zauberwort, von dem im Folgenden die Rede sein wird, entstammt nicht dem Begriffsinstrumentarium der Pädagogik. Es erfüllt aber die oben beschriebene Funktion und wird geradezu inflationär, also wiederholend, gegen eine kritische Pädagogik in Stellung gebracht. Es handelt sich um den Begriff der „Resilienz“, der auf eine unpädagogische Zukunft verweist, mehr noch, der pädagogisches Handeln eskamotiert und es vergessen machen will. Insofern er nämlich komplizierte pädagogische Sachverhalte als solche nicht mehr zu beschreiben vermag und die Pädagogik und ihre Kritik mit dem Mittel der Enthistorisierung auf den Stand einer Ontologie bringt, der die Dialektik des Denkens ebenso fremd ist wie ein konstellativer Bedeutungshorizont, tritt der Begriff in seiner inhaltslosen Schablonenhaftigkeit hervor. Die darin zum Ausdruck kommende Einebnung der Vielgestaltigkeit semantischer Inhalte verführt zu einer höchst fragwürdigen Verflachung des Denkens: „Ontologie scheint um so numinoser, je weniger sie auf bestimmte Inhalte zu fixieren ist, die dem vorwitzigen Verstand einzuhaken erlaubten“, notierte einst Adorno; und er kommt zu der Erkenntnis, dass nichts anderes als die Dialektik das in Sprache zum Vorschein kommende „Organon des Denkens“ ist. (Adorno 1998a, S. 69) Der Dialektik liegt der Versuch zugrunde, „Sache und Ausdruck bis zur *Indifferenz* einander zu nähern“ (ebd., Hervh. E.B.), um nicht der Einseitigkeit zu verfallen, um der Gewalttätigkeit identifizierenden Denkens zu

entkommen. Diese Indifferenz ist es auch, die Sprache am Leben erhält, insofern sie sich in einem geschichtlichen Prozess für Interpretationen unterschiedlichster Art öffnet, Ideologiekritik miteingeschlossen.

Es ist dies die aus der Dialektik resultierende Konsequenz einer kritischen Haltung, die sich stets auch gegen sich selbst richten muss, um den Fluss des Denkens nicht zu unterbrechen. Jede Unternehmung, sich dieser intrikaten Verschränkung von Dialektik und Konstellation im Kontext von Sprache zu verweigern, führt geradewegs zu einer Paralyse des Denkens. Wenn Begriffe nur noch als Mittel zur Erreichung eines schon voraus berechneten Zwecks Verwendung finden, wenn sie isoliert, ohne Beziehung zur gesellschaftlichen Realität als Neuerung gepriesen das Vergangene als obsolet verwerfen, dann werden sie widerstandslos. Sie sinken auf das Niveau purer Ähnlichkeiten herab und kapitulieren vor den heteronomen Strukturen, die sie selbst hervorbringen. „Die Sprache,“ so notierte schon 1947 Max Horkheimer, „ist im gigantischen Produktionsapparat der modernen Gesellschaft auf ein Werkzeug unter anderen reduziert. Jeder Satz, der kein Äquivalent einer Operation in diesem Apparat ist, erscheint dem Laien ebenso bedeutungslos, wie er den heutigen Semantikern zufolge sein soll, nach denen der rein symbolische und operationelle, das heißt sinnlose Satz einen Sinn ergibt. Bedeutung wird verdrängt durch Funktion und Effekt in der Welt der Dinge und Ereignisse.“ (Horkheimer 2007, S. 35)

Der hier von Horkheimer angesprochene Pragmatismus gehört wie auch die positivistische Reduktion des Lebens auf eine berechenbare Größe heute zur Signatur einer Gesellschaft, der nichts so wichtig erscheint wie das Hier und Jetzt. Tradition und Geschichte, seien sie von wissenschaftlicher oder von gesellschaftlicher Relevanz, werden erstickt unter den Plattitüden der Zweckmäßigkeit, die keinen Unterschied mehr zulässt als einzig den der nur noch schemenhaft zu erkennenden Individualität. In den Dienst ihrer eigenen Abschaffung genommen haben die Individuen selbst Anteil an der Einebnung von Unterschieden, wie sie sich in allen Bereichen einer Gesellschaft zeigen, deren Priorität allein der Erfolg ist, hervorgerufen durch das Versprechen auf materiellen Reichtum.

Weil wir alle anders sind, darf niemand mehr gleich sein. Weil wir nicht mehr gleich sein dürfen, verschwindet nicht nur der Gemein Sinn, sondern die Gleichgültigkeit gegenüber menschlichen Grundbedürfnissen wird geradezu nobilitiert. Die „Norm der Abweichung“ (von Osten 2003) gilt für jede und jeden und führt geradewegs in einen Zwang hinein, in dem wir uns nicht mehr als differenzierte menschlichen Wesen

wahrnehmen, sondern als *Diversifikation*¹ auf der Produktpalette der neuen Märkte. Das vereinzelte Individuum muss sich unaufhörlich Tag für Tag aus Gründen der Selbsterhaltung aufs Neue dafür rüsten, sein Anders-Sein in Stellung zu bringen. So wird die Diversifikation zugleich zu einem Muster, das allen gleichermaßen anhaftet. Gleich sind wir daher nur dort, wo Verdinglichung zum Marker unserer Existenz avanciert. Es ist Krieg unter den Menschen. Und damit meine ich nicht etwa die in der Welt entfesselten Kriege imperialistischer Couleur und pseudoreligiöser Fanatiker, sondern den Unfrieden einer Gesellschaft, deren Politiker sich offenbar außerstande fühlen etwas anderes zu predigen als die Stereotype der Konkurrenz und des Wettbewerbs. Freilich, es ist ein unerklärter, kaum sichtbarer Krieg, der nicht mit Waffen ausgetragen wird, dafür aber in seiner Unerbittlichkeit umso mehr Opfer kostet. Dabei kommt nicht nur die Kritikfähigkeit auf den Hund, sondern das Denken wird kleinmütig, provinziell, ja geradezu geistlos. Zumal Kritik einer Sprache bedarf, die in *bestimmter Negation* Sachverhalte aufnimmt, Probleme in ihren historisch-systematischen Dimensionen entfaltet, Herrschafts- und Machtstrukturen auf ihre Funktionsweisen untersucht und die geschichtlichen Konstitutionsbedingungen von Begriffen im Kontext ihrer unterschiedlichen Verwendungsweisen analysiert, ist ihr jeder noch so kleine Versuch, sie dem sprachlichen Einheitsbrei zu subsumieren, schädlich.

Sprache als Werkzeug

Einer diffusen, im Grunde unbegriffenen Sprache bedient sich gerne die Politik. Daher ist der Grad der Bewusstheit einer Gesellschaft für Sprache und die in ihr ausdifferenzierten Begriffe nicht nur ein Maßstab für individuelle und kollektive Aufgeklärtheit, sondern sie steht für eine Erweiterung des Denkens als solchem. Insofern der Sprache eine welterschließende Funktion zukommt, ist sie es auch, die es vermag, hegemoniale Sprach- und Denkroutinen zu überschreiten und Räume für ein anderes Denken zu erschließen. Für Wilhelm von Humboldt war, das sei nur am Rande erwähnt, die Sprachmächtigkeit eines jeden Individuums ein entscheidendes Kriterium für die fortschreitende Humanisierung der Menschheit in ihrer Mannigfaltigkeit, während wir freilich heute nur noch in eine *Diversifikation* gezwungen werden, der nicht nur jeder humanitäre Gedanke fremd ist, sondern deren vornehmlichstes Kennzeichen das der Verwahrlosung demokratischer Prinzipien ist.

¹ Diversifikation ist ein Begriff aus der Wirtschaft und bedeutet die Ausweitung des Sortiments auf verschiedene Produkte.

Heute, unter einem – allerdings nur noch formal – geregelten demokratischen System, das in schauriger Totenblässe seinem eigenen Untergang entgegen geht, muss Politik die Sprache als Werkzeug beherrschen, um die Bevölkerung beizeiten zur Räson zu bringen. So ist es auch nicht verwunderlich, dass der CDU-Politiker Kurt Biedenkopf 1973 auf einem Parteitag als Reaktion auf die in den 1960er Jahren aufkeimenden und im Zuge der Rezeption der Kritischen Theorie fortgesetzten, äußerst differenzierten Debatten über die Bedeutung und Wirkung von Begriffen für eine klare und „einfache Sprache“ eintritt: „Wer klar spricht, braucht keine Räte (...)“ (Biedenkopf, zit. nach Klein 1991, S. 47). Aus Furcht vor einer linken Revolution, „die sich nicht der Besetzung der Produktionsmittel, sondern der *Besetzung der Begriffe* bedient“ (ebd., S. 46, Hervh. im Original), ruft Biedenkopf dazu auf, die Sprache als strategisches Mittel zu nutzen. Dass es seinerzeit in der linken außerparlamentarischen Opposition unter anderem auch darum ging, die Sprache vor Missbrauch zu schützen angesichts des Frevels, die die Nationalsozialisten mit ihr trieben, war Biedenkopf keines Wortes wert.² Während Biedenkopf sich indes noch abarbeitet an der vermeintlich strategischen Begriffsbesetzung durch Linksintellektuelle, geht sein Parteikollege Heiner Geißler weiter, macht doch ein Satz, der ihm zugeschrieben wird, auf die eigentliche Problematik aufmerksam. Wenn einer wie Geißler davon ausgeht, dass, „wer die Begriffe besetzt“, auch die „Köpfe besetzt“³, dann zeigt sich an dieser rhetorischen Volte, worum es in Wirklichkeit geht: um Manipulation und die Durchsetzung konservativer Wertvorstellungen mit den Mitteln einer gesichtslosen und geschichtslosen Sprache, hinter deren einfältiger Einfachheit schon die Barbarei lauert, weil sie nicht mehr aufklärt, sondern verschleiert. In diesem Sinne bleibt eine Bemerkung von Dolf Sternberger aus dem Wörterbuch des Unmenschen eines der wichtigsten Zeugnisse für die Verstrickung des Redners in seinen Sprachgebrauch: „Wörter sind nicht unschuldig, können es nicht sein, sondern die Schuld der Sprecher wächst der Sprache selber zu, fleischt sich ihr gleichsam ein.“ (Sternberger 1968, S. 12) Die faschistische Sprache schließlich erlaubte es ohne Umstand, aus Menschen Monster zu machen und sie dem Tode zu weihen. Sie war es auch, die an die primitivsten Gefühle der Menschen appellierte und

² Ein besonders bekanntes Beispiel für die Kritik an der Sprache des NS ist Victor Klemperers *LIT – Notizbuch eines Philologen*, das während der Kriegsjahre entstanden ist und 1947 in Berlin veröffentlicht wurde. In diesem Zusammenhang ist es unbedingt notwendig auf ein weiteres großartiges Buch aufmerksam zu machen, das in Vergessenheit geraten ist: *Aus dem Wörterbuch des Unmenschen*, erschienen 1945, 1957 und 1968, verfasst von Dolf Sternberger, Gerhard Storz und Wilhelm E. Süskind.

³ Für diesen Satz gibt es keine wissenschaftlich anerkannte Belegstelle. Allerdings taucht er in diversen Medien immer wieder auf. Als Urheber wird jedes Mal Heiner Geißler genannt.

die Barbarei der Nazis ermöglichte. Eine unterschiedslose Sprache wird gewaltförmig. Sie erlaubt keine Reflexion, und indem sie auf das Unbewusste zielt, beeinflusst sie unser Verhalten. Sie lässt uns keine Wahl, wird alternativlos und hält keine Begriffe für unsere je individuellen Erfahrungen vor. Unsere Ausdrucksfähigkeit verkümmert und unser Denken erlahmt, wenn wir uns von der politischen Reklame irre machen lassen.

„Man erfährt nichts vom realen historischen Geschehen, wenn man die politischen Parolen und die zur Schau getragenen Gesinnungen für bare Münze nimmt. Eine Parole mag noch so ideal klingen, sie unterhält darum doch Beziehungen zu greifbaren materiellen Interessen, von denen sie sogar bedingt wird; ja, je idealer sie sich gebärdet, desto näher liegt dieser Verdacht. In einer Gesellschaft, in der eine Klasse oder Schicht die anderen Klassen oder Schichten beherrscht, sind es vor allem die Interessen der herrschenden Gruppen, die der Idealisierung und der Maskierung bedürfen; denn solche Interessen wie die Ausbeutung Unterdrückter und die Machtgier wären nicht attraktiv, wenn sie nackt aufträten. Kein Begriff kann prangend genug sein, um derartige Interessen zu haben, d. h. um als Ideologie verwandt zu werden.“ (Kracauer 2013, S. 11)

So beginnt Siegfried Kracauers groß angelegte Studie zur „Totalitären Propaganda“, die in den Jahren 1936 bis 1938 entstand, aber erst 2013 bei Suhrkamp veröffentlicht wurde. Dabei allerdings, das ist wichtig, geht es Kracauer nicht allein darum, die ideologische Verkürzung der Begriffe zu betonen. Vielmehr gesteht er ihnen eine Geschichte zu, die ihnen eine „größere oder geringere Unabhängigkeit“ (ebd., S. 13) von partikularen Interessen zubilligt. „Einmal gezeugt,“ so Kracauer, „gedeihen sie zu selbständigen Wesen, die mehr als eine Bedeutung annehmen und doch als Einheit ins gesellschaftliche Leben eingreifen.“ (Ebd.)

Es ist durchaus nicht von der Hand zu weisen, dass sich in Kracauers Worten eine Struktur bemerkbar macht, die auch heute noch von enormer Relevanz ist. Denn einerseits ist es für das neoliberale Establishment ganz wesentlich, die Deutungshoheit über die Begriffe zu erlangen, um seinen skrupellosen Marktradikalismus ohne große Anstrengung durchsetzen zu können. Andererseits aber bringt der Anspruch auf die Verfügungsgewalt über die Begriffe ihr Gegenteil hervor, sobald die Frage aufgeworfen wird, zu welchem historischen Zeitpunkt und unter welcher gesellschaftlichen Situation ihre Bedeutung in interessengeleitete Einseitigkeit umschlägt und all die Möglichkeiten einer konstellativen Annäherung zerschlägt. Da Begriffe aber niemals ganz in ideologischen Formationen aufgehen aufgrund der Tatsache, dass sie niemals deckungsgleich mit den durch sie vermittelten Ideologien sein können, liegt hier auch das Potenzial zur Intervention. Denn Ideologien enthalten immer auch ein Stück Wahrheit

darüber, was sie eigentlich verhindern wollen. Unter dem Eindruck einer schwindenden Demokratie und einer sich konstituierenden Gegenaufklärung in neofeudaler Gestalt scheint es um so notwendiger, Begriffe auf ihre verborgenen Bedeutungen hin zu untersuchen und über die damit verbundenen Absichten aufzuklären, denn nur so lässt sich kritisches Denken überhaupt initiieren. Der Bruch mit der ideologischen Sprache und den von ihr verwendeten Begriffen beginnt dort, wo sie auf ihre Konformität mit der gesellschaftlichen Determination hin befragt werden. Im vorliegenden Fall kommt aber erschwerend hinzu, dass in Zeiten eines gesellschaftlich verordneten positiven Denkens und einem bewusst herbei geführten intellektuellen, sozialen und kulturellen Kollapses Gesellschaftskritik ins Abseits gerät, ja geradezu geschmäht wird, nicht nur weil sie unbequem ist, sondern auch, weil Kritik die allenthalben verkündete Alternativlosigkeit als Handlungsanweisung in Abrede stellt.

Täuschung durch Begriffe

Wenn ich zu Beginn des Essays geschrieben habe, dass es sich bei der Täuschung durch Begriffe um eine *Täuschung aller angenehmster Art* handelt, dann war dies eine Anspielung auf das, was heute die Regel ist, dass nämlich dem positiven Denken eine Priorität eingeräumt wird, die alles Defizitäre und Negative wegzuwischen scheint, ohne überhaupt einen Gedanken daran zu verschwenden, dass Negativität und Positivität nur in ihrer dialektischen Verschränkung zu verstehen sind und jede Vereinseitigung den Triumph des jeweils anderen besiegelt. Negativität und Positivität sind wechselseitig aufeinander verwiesen, das eine ohne das andere also gar nicht möglich.

Positives Denken hat seinen Ursprung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den USA. Obwohl es verschiedentlich kritisiert wird, vor allem von Psychoanalytikern und Psychoanalytikerinnen, scheint es sich heute immer stärker auch in Deutschland und Europa zu verbreiten. Dafür freilich gibt es gesellschaftliche Gründe. Mit dem Aufkommen eines ungezügelter Kapitalismus zu Beginn der 1990er Jahre, der Deregulierung der bürgerlichen Schutz- und Sozialgesetze und der Privatisierung von Staatseigentum und der staatlichen Daseinsvorsorge, ging eine ungeahnte Individualisierung einher, die in der Forderung gipfelte, jeder und jede habe sich optimal, dabei effektiv an den Arbeitsmarkt anzupassen und müsse alle Chancen und Risiken selbst verantworten; kurz: die Individuen sind dazu angehalten ihr Leben so zu managen wie ein Wirtschaftsunternehmen. Die Popularisierung des positiven Denkens ist dabei *eine* Möglichkeit, die Menschen bei der Stange zu halten und ihnen vorzugaukeln, dass sich

ihre Chancen verbesserten, gewöhnen sie nur eine durch und durch positive Lebenshaltung. Dieser Anspruch wird nicht alleine von den neoliberalen Managern der Wirtschaft erhoben. Er erhält seine besonderen Weihen auch in anderen Bereichen, so etwa in der Politik und in der Wissenschaft. Ein besonders aufschlussreiches Beispiel in diesem Zusammenhang ist die bemerkenswerte Karriere des Begriffs der *Resilienz*, der geradezu notorisch dort zum Einsatz kommt, wo persönliches Ungemach droht, denn er suggeriert auf wohlfeile Art, dass wir unser Leben in den Griff bekämen, entwickelten wir nur eine innere, also psychische Widerstandskraft, die uns hilft, über Lebensrisiken inklusive Traumata oder ähnlich katastrophale Krisen hinwegzukommen. Mehr noch sogar gelte es, gewissermaßen präventiv, sich auf erst noch kommende, also in der Zukunft liegende krisenhafte Ereignisse vorzubereiten, die, hat man erst mal eine Resilienzkompetenz erworben, ohne große Umstände zu bewältigen seien. So ist es auch wenig erstaunlich, dass es der Begriff bis in die Vorstandsetagen der Unternehmen geschafft hat. In der Zwischenzeit ist ein regelrechter Markt an Angeboten zu Coachings mit dem Ziel der Resilienz entstanden. Auch auf dem Büchermarkt finden sich Veröffentlichungen, die damit werben, resiliente Menschen könnten auf Anforderungen in wechselnden Situationen flexibel reagieren und mögliche Arbeitswiderstände, wie beispielsweise ein Burn-out, leicht überwinden, man könne sich also gegen Widerfährnisse aller Art im Akt der Selbstregulation immunisieren. (Vgl. Wellensiek 2011) Auf diese Weise wird der gehaltvolle Kern dessen, was der Begriff der Resilienz seinem Ursprung nach geheißen hat, in eifertiger und überaus zynischer Weise seiner Marktgängigkeit geopfert und seine Bedeutung derart verunstaltet, dass am Ende der fatale Eindruck entsteht, es handele sich um die Fähigkeit zur Belastbarkeit, ausgelöst durch eine innere Stärke, die durch ein entsprechendes Training angeeignet werden könne. Hinter diesen Plattitüden allerdings steckt eine schwerwiegende Option, denn betrachten wir die diesen Annahmen zugrunde liegende Anthropologie, dann wird sehr schnell deutlich, dass sich der Mensch zu einer Maschine verwandelt, die bei Bedarf nur neu geölt werden muss, um ihren Dienst erfüllen zu können. Dieser funktionale Aspekt entspricht aber durchaus nicht dem Begriff der Resilienz. Verfolgt man aber die Debatten innerhalb der Erziehungswissenschaft und den Bildungswissenschaften, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass der Begriff gerade dort zu einem funktionalen Faktor stilisiert sich großer Beliebtheit erfreut. Die ideologische Fracht, die er mit sich führt, ist enorm, weil er sich in geradezu idealer Weise dazu eignet, objektive soziale Bedingungen und gesellschaftliche Verhältnisse sowie

die daraus resultierende Macht und Herrschaft nicht nur zu ignorieren, sondern ganz und gar zu verleugnen. Nicht mehr thematisch werden die gesellschaftlichen Ursachen für existenzielle Bedrohungen, für Traumata ebenso wie für katastrophale Lebensbedingungen. Dies nämlich sind die wirklichen Umstände des Aufwachsens, die die 1929 geborene US-amerikanische Entwicklungspsychologin Emmy E. Werner in ihrer Kauai-Längsschnittstudie veranlasste, Kindern, die nicht an diesen Geschehnissen restlos verzweifelten, Resilienz zu attestieren.

Der Begriff stammt ursprünglich aus der Ökologie und beschreibt die Fähigkeit eines Ökosystems, (negative) Eingriffe von außen aufzufangen und dennoch stabil zu bleiben. Resilienz heißt in diesem Zusammenhang: die Kraft zur Selbstregeneration. Seit Emmy E. Werner den Begriff auf das menschliche Vermögen der inneren Widerstandskraft übertrug, findet er auch Anwendung in der Psychologie, hier vor allem in der Entwicklungspsychologie bzw. in der Entwicklungspsychopathologie. Er wird in erster Linie in der Heil- und Sonderpädagogik für sogenannte Risikokinder gebraucht, denen es gelungen ist, trotz ungünstiger Ausgangsbedingungen wie etwa Gewalterfahrung, Behinderung, Armut, dauerhafte familiäre Dissonanzen und Konflikte eine psychische Widerstandsfähigkeit zu entwickeln. „Resilienz liegt vor“, so der Entwicklungspsychologe Norbert Wieland in seinem lesenswerten Aufsatz, „wenn jemand eine *extrem bedrohliche*, d.h. hoch riskante Situation *unerwartet* gut bewältigt“ (Wieland 2011, S. 185, Hervh. E.B.). Obwohl sich zahlreiche Studien mit dem Phänomen der Resilienz beschäftigen, konnte bislang nicht geklärt werden, aufgrund welcher Faktoren etwa *ein Drittel* aller hochbelasteten Kinder und Jugendliche resiliente Strukturen ausbilden konnten. Das Phänomen der Resilienz ist demnach noch überhaupt nicht abschließend wissenschaftlich geklärt. In diesem Sinne plädiert auch Emmy E. Werner für eine vorsichtige Umgangsweise, wenn die Rede auf *Resilienzförderung* kommt, und warnt aufgrund der individuellen Ver- bzw. Bearbeitungsmechanismen vor Patentlösungen (vgl. Werner 2011, S. 45), zumal eine einmal erworbene Resilienz durchaus nicht dauerhaft über ein Leben lang anhalten muss. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass es sich um eine Minderheit von traumatisierten Kindern und Jugendlichen handelt, denen es gelingt, mit posttraumatischen Belastungsstörungen und den damit verbundenen Konflikten so umzugehen, dass sie die Kontrolle über ihr Leben zurückgewinnen. In der Zwischenzeit weiß man allerdings auch, dass sich Resilienz durchaus „in *sozialunverträglichen* Handlungsmustern niederschlagen“ kann (Wieland 2011, S. 182, vgl. von Freyberg 2011, S. 222, Hervh. E.B.). Nicht nur ist es also eine Minderheit

von resilienten Kindern und Jugendlichen, über die wir hier reden, sondern das Phänomen wirft auch ethische Fragen auf, die unter einer gesellschaftskritischen Perspektive zu diskutieren wären. Der Begriff taugt also keinesfalls für Verallgemeinerungen jeglicher Art. Entwicklungspsychologisch ist der Begriff zwar durchaus sinnvoll und notwendig, weil er es vermag, einer bestimmten psychischen Konstitution einen Namen zu geben.⁴ Damit ist er aber noch nicht gesellschaftlich vermittelt. Gehen wir nämlich davon aus, dass die Entfaltung der Psyche in einem großen Maß von den gesellschaftlichen Entwicklungen abhängt, gehen wir also davon aus, dass, wie es Marx einst formulierte, der Mensch das Ensemble seiner gesellschaftlichen Verhältnisse ist, so kommen wir nicht umhin, einen kritischen Blick auf deren Entstehungsbedingungen zu werfen, um die traumatisierenden Faktoren zu erkennen und zu minimieren. Letztlich bedeutet das, das Negative ans Licht zu holen, um ihm habhaft zu werden. Eine gesellschaftskritische Psychologie hätte hier ihr Feld. Sie hätte das Verhängnis, dem traumatisierte Kinder und Jugendliche strukturell ausgesetzt sind, in seinen vielfältigen gesellschaftlichen, sozialen und kulturellen Dimensionen auszuBuchstabieren und professionelle Hilfe anzubieten. Dass hierzu auch die Pädagogik einen Beitrag leisten kann, soll nicht in Abrede gestellt werden. Deren originäre Aufgabe ist es allerdings nicht, Resilienzkompetenz im Hinblick auf spätere, noch zu erwartende Risiken präventiv herzustellen, sondern Kinder und Jugendliche zu erziehen und ihnen Gelegenheiten der Bildung mit der Aussicht auf Mündigkeit zu eröffnen, die Selbstbestimmung, Emanzipation und Solidarität umfasst. Unerträglich ist indes eine unverantwortliche semantische Verkürzung des Begriffs auf den Aspekt der *psychischen Belastbarkeit*, die mit den neoliberalen Anforderungen nach Konkurrenz und Wettbewerb und einem darin strukturell eingelagerten Verlust korrespondiert und das Leiden der Kinder verharmlost, wenn nicht gar verhöhnt. Es ist die vollendete Perversion des eigentlich guten Gedankens der Prävention, der pädagogisch unter Einbeziehung einer konkreten Kritik der gesellschaftlichen Erziehungsverhältnisse Gestalt gewinnen könnte. Denn Prävention heißt nichts anderes als durch eine Erziehung zur Mündigkeit, Schaden von Kindern und Jugendlichen fernzuhalten und sie zu einem verantwortlichen Handeln zu veranlassen. Warum aber spricht in diesen historisch schwierigen Zeiten niemand mehr von Erziehung in der Erziehungswissenschaft? Eine Erziehung, zu deren Aufgaben nicht nur die Stärkung von Kindern zählt, sondern die auf individuelle Nöte

⁴ Einen sehr guten Überblick über die Resilienzforschung gibt das von Margherita Zander herausgegebene Handbuch Resilienzförderung von 2011.

und Schwierigkeiten ebenso einzugehen hätte wie sie auch die Erziehungswirklichkeit als gesellschaftliche Tatsache kritisch ausleuchten müsste, um die in ihr verborgenen Sozialisierungseffekte im Interesse und zum Wohle von Kindern und Jugendlichen freizulegen. Eine kritische Pädagogik hätte also die Bedingungen des Aufwachsens gesellschaftskritisch zu kommentieren und das Recht von Kindern und Jugendlichen auf Selbstbestimmung durchzusetzen sowie die Fähigkeit zu einer kritischen Urteilskraft zu fördern, so dass sie in die Lage versetzt werden, gesellschaftliche Einschränkungen und Benachteiligung als solche wahrzunehmen und autoritäre Vereinnahmungsversuche von sich zu weisen.

Widerstand ist zwecklos: Don't worry, be happy

Der Import des Begriffs der Resilienz in die Erziehungswissenschaft und der klammheimliche Verzicht auf den Begriff der Erziehung hat seine genuine Ursache in einem Bildungssystem, das auf äußerste Funktionalität hin getrimmt wird und die Anpassung an die Produktionsbedingungen der Wirtschaft zum Wert an sich stilisiert. Allerdings wird dieser Sachverhalt, mit wenigen Ausnahmen im Bereich der kritischen Pädagogik, systematisch verdunkelt und so getan, als sei Resilienz ein anzustrebender Zustand der Glückseligkeit, den schon sehr kleine Kinder erreichen könnten. Die Erziehungswissenschaftlerin Corina Wustmann Seiler⁵ etwa ist der Überzeugung, dass es Ziel des „Resilienzparadigmas“ sein muss, „'alle' Kinder im Hinblick auf zukünftige Belastungssituationen noch stärker zu machen“ (Wustmann Seiler 2012, S. 72), wobei der Hauptanteil dem Kind selbst überlassen bleibt, weil es als „Mitgestalter seines eigenen Lebens“ zu einem, wie sie schreibt, „effektiven Gebrauch seiner internen und externen Ressourcen“ (ebd., S. 69) in der Lage sei. Das Ziel der Resilienzförderung sind dementsprechend „Problemlösefähigkeiten, Selbstwirksamkeitsüberzeugungen und positive Selbsteinschätzung“ (ebd., S. 71). In einfacher Sprache verfasst, gibt das Buch von Wustmann Seiler Rezeptwissen zum Besten, das vor allem darin besteht, die Effektivität bei der Herausbildung einer Resilienzkompetenz zu erhöhen. (Vgl. ebd., S. 123) Abgesehen davon, dass der Begriff der Effektivität in der Regel im Kontext von Managementtechniken gebraucht wird und dort die Nützlichkeit einer Arbeit für die Zielerreichung beschreibt, geht es im Kern darum, die „kindliche Funktionsfähigkeit“ zu erhalten bzw. die „normale kindliche Funktionsfähigkeit“ wiederherzustellen. Letzteres

⁵ Corina Wustmann Seiler ist eine der prominentesten Vertreterin des Resilienzkonzeptes in der Erziehungswissenschaft. Ihr 2004 zum ersten Mal veröffentlichtes Buch lag 2012 in 4. Auflage vor.

bezieht sich auf „die positive bzw. schnelle Erholung von traumatischen Erlebnissen“ (ebd., S. 19).

Verräterisch eine Sprache, die sich geschmeidig dem Jargon der Wirtschaft andient; Komplexitätsreduktion dort, wo das Trauma als Mahnung an das individuelle und gesellschaftliche Leid zu begreifen wäre; positives Denken als „erpresserische Zuversicht“ (Adorno 1998b, S. 436). Strammstehen für den Arbeitsplatz, der bei ungünstigen Bedingungen auch wieder mal verloren gehen kann, und, nicht zu vergessen, für die zukünftigen Kriege, wie die Existenz überhaupt unsicher und Armut als Restrisiko hinzunehmen ist. Dank ausgebildeter Resilienzkompetenz alles kein Problem. Widerstand ist zwecklos. Dermaßen in Regie genommen, wird der Begriff der Resilienz ideologisch verzerrt zum Menetekel, dessen Bedeutung zu entziffern die *Anstrengung des Begriffs* zur Voraussetzung hätte. Statt die zumeist gesellschaftlich verursachten Belastungssituationen zu beseitigen, werden Kinder und Jugendliche damit beauftragt, für sich selbst zu sorgen. Diejenigen aber, denen die Kraft dazu fehlt, lässt ein solches, nur auf Innerlichkeit gerichtetes Konzept regelrecht *schuldig* erscheinen, denn ihr Unglück ist es, dass offenbar niemand sonst die Verantwortung für ihr Schicksal zu übernehmen bereit ist. Der bislang noch verhaltene, gleichwohl aber deutliche Appell aus Teilen der Wirtschaft zu einer *Erziehung zur Leidensfähigkeit* (vgl. Pohl 2007, S. 193) nimmt angesichts dessen überaus bizarre Formen an, denn die gesellschaftlich erzeugten Pathologien muss nun der einzelne Mensch im Dienste einer auf Profitmaximierung hin ausgerichteten Wirtschaft kritiklos auf sich nehmen.⁶ Die religiöse Komponente ist nicht zu übersehen. Es ist der ausgelieferte Mensch, der in totaler Vereinigung im *Ecce homo* Gestalt gewinnt, allerdings nicht mehr christlich konnotiert und verkörpert im Schmerzensmann, sondern, radikal umgedeutet, im individualisierten Opfer für einen Markt, der pseudoreligiöse Züge trägt und dem zu huldigen Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen aufgegeben ist. Die Vergottung des Marktes folgt dabei einer irrationalen Logik, die freilich von Marktradikalen wie etwa Friedrich August von Hayek und seinen Epigonen durchaus für realistisch gehalten wird. Die abstrakten Strukturen des Marktes vergleicht von Hayek mit „körperlosen Gestalten“ (von Hayek 1996, S. 107/108) aus der Geisterwelt, die für Menschen auf ewig undurchsichtbar bleiben. Das „Ungreifbare“, so von Hayek, habe eine „reale Existenz“ (ebd., S. 92), indes es aber wissenschaftlich nicht nachweisbar sei. Der säkularen Entzauberung der

⁶ In eine ähnliche Richtung weist der Appell des Wirtschaftswissenschaftlers, Philosoph und Geschäftsführers der *August Friedrich von Hayek Stiftung* Gerd Habermann, Sozialhilfe müsse „schmerz- und schmachvoll sein“ (Thieme 2013, S. 76).

Welt (Max Weber) folgt ihre Wiederverzauberung in Gestalt des Marktes, der ebenso unaufhörlich wie unvermeidlich zu seinem rastlosen Betrieb Opfer verlangt. Das hinter diesem Denken verborgene religiöse Moment verurteilt den Menschen zu einem Wesen, dessen Gestaltungskraft einzig in einer von Passivität überwölbten Anpassung an die herrschenden Verhältnisse liegt, die ihr Äquivalent im Begriff der Resilienz findet. Kehren wir also zurück zum Begriff der Resilienz. Mit aller Macht gegen Erziehung und Bildung aufgeboten, erscheint er im Kontext einer *Erziehung zur Leidensfähigkeit* den geeigneten Bodensatz für den in Zukunft erwünschten marktkonformen Menschen⁷ abzugeben, zumindest dort, wo er als Zauberwort gegen allerlei Übel in Stellung gebracht wird. Konsequenz nur, dass er zum Erhalt der neofeudalen Strukturen sich nachgerade nahtlos in das Gesamtsystem des Marktradikalismus einfügt und eine delikate Rolle bei der Verhinderung von sozialen Aufständen spielen könnte. Das Programm der *Förderung* von Resilienz nimmt damit einen prominenten Rang in der Einschränkung eines gesellschaftskritischen Denkens ein, denn eine dauerhaft effektive Selbstregulation verlangt nicht nur uneingeschränkte Selbstbeobachtung. Mehr noch muss das Leid im Akt einer anhaltenden Selbstkontrolle abgewehrt und, ins Unbewusste abgedrängt, ertragen werden. Resilienz wird zum Substitut für eine Heilserwartung, die unerfüllt bleiben muss, da sie einem positiven Denken entspringt, das im Grunde sinnentleert jede Form der negativen Erfahrung zurückweist, die Sinne narkotisiert, gesellschaftliche Zwänge, Macht und Herrschaft der Wahrnehmung entzieht und, wen wundert es, selbst zum Zwang wird.

In der permanenten Auseinandersetzung mit sich selbst allerdings darf der Zwang nicht in Erscheinung treten, wie überhaupt die kritische Beschäftigung mit der Außenwelt regelrecht verriegelt wird. Wer es nämlich nicht vermag, sich schnell von traumatischen Erlebnissen zu erholen, wer es nicht schafft, funktionstüchtig zu werden oder zu bleiben, dessen Leiden vermehren sich ins unermessliche, weil sie keinen Modus des Ausdrucks finden können. Eine der vielleicht wichtigsten Erkenntnisse der Psychoanalyse ist ja gerade, dass die Verdrängung des Leids destruktive unregulierte Züge annimmt, wenn es nicht gelingt, es aus der Dunkelheit zu heben. Um über die Negation negativer Erlebnisse nachdenken und sie vorausschauend vermeiden zu können, bedarf es zunächst einmal, das Leid und die Schmerzen überhaupt zur Kenntnis zu nehmen. Das ideologische Regime von Resilienz hält das aber nicht vor,

⁷ Der Bundesverband der Arbeitgeber und der Industrie erhebt neuerdings den Anspruch, Studieninhalte an den Hochschulen mit zu entwickeln, wie weiland in der Süddeutschen Zeitung nachzulesen war. (Vgl. Süddeutsche Zeitung, 2015, S. 1)

weshalb Resilienzförderung durchaus von gewaltförmigem Zuschnitt ist. Das *Verbot der Klage* und das *Gebot der psychischen Widerstandskraft* im allgegenwärtigen Kampf ums Überleben gewinnen strategischen Charakter im autoritären Gefüge des Neoliberalismus, der vermeint, sich auf diese Weise Kritik vom Leib halten zu können. Ihre besondere Note erhält Resilienzförderung aber in der Kennzeichnung als Paradigma. Unter Vernachlässigung seiner langen begriffsgeschichtlichen Tradition von Aristoteles bis Kuhn, die hier sicherlich auch nicht angesprochen ist, bedeutet Paradigma Muster oder Vorbild, das eine breite Anerkennung findet und große Gültigkeit besitzt. Was als Paradigma gilt, ist von großem Gewicht, es ist mit einem Wort: wichtig. In unserem Zusammenhang scheint es so zu sein, dass das Resilienzparadigma eine besondere Stellung in der Pädagogik reklamiert, mehr noch eine pädagogische Zeitenwende annonciert, in der pädagogisches Handeln im Modus von Erziehung überflüssig zu werden scheint. Pädagogik verkommt zu einer Technologie, die im Gewande scheinbarer Anstrengungslosigkeit leichtfüßig die Interessen des Marktes bedient. Die Aufgabe der Pädagogik ist dann nicht mehr eine kritische Stellungnahme zu einer strukturell entfremdeten und entfremdenden Erziehungswirklichkeit, auch die Aufschließung des kindlichen Bewusstseins für eine kritische Auseinandersetzung mit der Welt würde nicht mehr zu ihrem Auftrag zählen, sondern ihre Tätigkeit kulminierte in einer bloßen Zurichtung zum Zwecke der Anpassung an eine sozialdarwinistische Gesellschaft und im Sinne eines reaktionären Stillstandes innerhalb der bürgerlichen Tugend des Wettbewerbs. „Das ideologische Vokabular“, so sieht es Heinz-Joachim Heydorn, „ist das Instrument der reaktionären Gewalt, weil es ihr mit ihm gelingt, sich zu verbergen.“ (Heydorn 1995, S. 304)

Enthüllung

Es trifft die kritische Erziehungs- und Bildungstheorie ins Mark, wenn statt ihrer der aus der Psychopathologie entlehnte Begriff der Resilienz unversehens zur pädagogischen Handlungsanweisung aufrückt. Dass dies just in dem Moment geschieht, in dem alle Formen der Kritik als ungebührliche Behinderung des Fortschritts gelten, ist kein Zufall, stört doch jeder kritische Einspruch das Geschäft der neoliberalen Wirtschaft. Im Grunde neutralisiert der Begriff den Widerstand gegen gesellschaftlich hervorgerufene Gewalt. So avanciert er zu einem suggestiven Manipulationsinstrument, das es vermag, Konflikte geschickt zu verhüllen. Durch seine Nähe zum positiven Denken – ja zuweilen hat man sogar den Eindruck, er kokettiere mit dem Glück –, geht von ihm eine

ungeheure Attraktion aus, die dem gegenwärtigen, kulturindustriell erzeugten Zeitgeist entspricht. (Vgl. Rühle 2015) Aggressionen, entstanden in der beständigen Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Anforderungen und der darüber hinaus gehende autoritäre Anspruch, allen traumatischen Widerfähnissen stand zu halten, werden, wiewohl das Fundament der Psychoanalyse, im Begriff der Resilienz nicht thematisch. Was wir aber nicht mehr zu bezeichnen vermögen, verschwindet, wird unsichtbar. Dem begrifflichen Horizont ent-zogen, existieren sie auch nicht mehr in der Realität und werden infolgedessen verdrängt. Weil Aggressionen nicht nach außen dringen dürfen, überschwemmen sie das Innere des Individuums, das sich aber seinerseits nur durch ihre Sedimentierung im Unbewussten retten kann. Dieses Muster finden wir überall dort, wo Konflikte mit der Außenwelt vermieden werden, wo der *Widerstand gegen eine Anpassung an* die herrschenden Verhältnisse weicht, wo also eine Konfliktvermeidungsstrategie Besitz von den Menschen ergreift und sie zu gesellschaftskonformen Verhalten zwingt. Sie werden „zu potentiellen Stützpunkten der Herrschaft. Die Aggression, die ursprünglich der herrschenden Gewalt hätte Grenzen setzen sollen,“ notiert Mario Erdheim, „wird durch die Wendung nach innen zum Vehikel, das dem Machtbereich der Herrschaft nun auch auf die Psyche des Individuums ausdehnt.“ (Erdheim 1984, S. 417/418). Mit anderen Worten: Eine der Wahrnehmung entzogene Aggression verhilft der Herrschaft erst zu ihrem Erfolg, zumal die derart erzwungene Passivität als Grund für die „Entpolitisierung des Alltags“ (ebd., S. 423) gelten kann. Resilienz bzw. Resilienzförderung ist daher die reaktionäre Antwort auf eine Erziehung zur Leidensfähigkeit.

Eine kritische Pädagogik indes bringt Konflikte zur Sprache (vgl. Borst 2004, S. 263) und muss sowohl das durch Herrschaft produzierte Leid wie auch die darin eingelagerten Aggressionen zum Ausdruck kommen lassen. Sei es in die Unmittelbarkeit einer Geste, sei es ein Schrei oder sei es Verwandlung in eine künstlerische oder sprachliche Form, am Anfang steht eine schmerzliche, durchaus widersprüchliche Erfahrung, die sich artikulieren will, deren Bedeutung sich aber erst durch Reflexion gewinnt. Salopp formuliert: Wenn einer spricht, wird's Licht. Und das gilt nicht nur für therapeutische Settings, sondern auch für eine kritische Pädagogik, die die gesellschaftlichen Widersprüche auf den Begriff bringt, um aus dieser Position heraus die realen Ursachen für das Leid von Kindern und Jugendlichen analysieren zu können. Aber nicht nur das. Sie muss sich auch stets mit Begrifflichkeiten auseinandersetzen, die dazu angetan sind, unter der Hand Bedeutungsverschiebungen zu initiieren, die

den Blick auf historisch-gesellschaftliche Probleme verstellen und so dazu beitragen, die Notwendigkeit einer Erziehung zur Mündigkeit zu unterminieren. Ihre Aufgabe ist es also, Machtverhältnisse und Herrschaftsstrukturen zu enthüllen.

Literatur:

Adorno, Theodor W. (1998a): Negative Dialektik, in: ders.: Gesammelte Schriften, hrsg. von Rolf Tiedemann, Bd. 6, Darmstadt, S. 7-412.

Adorno, Theodor W. (1998b): Jargon der Eigentlichkeit, in: ders.: Gesammelte Schriften, hrsg. von Rolf Tiedemann, Bd. 6, Darmstadt, S. 413-526

Borst, Eva (2004): „Anerkennung“ als konstitutives Merkmal sozialpädagogischer Bildungsvorstellungen, in: neue praxis. Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik, Heft 3, S. 259-270.

Erdheim, Mario (1997): Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Eine Einführung in den ethnopschoanalytischen Prozeß, 5. Aufl., Frankfurt am Main.

Freyberg, Thomas von (2011): Resilienz – mehr als ein problematisches Modewort?, in: Margherita Zander (Hg.): Handbuch Resilienzförderung, Wiesbaden, S. 219-239.

Hayek, Friedrich August von (1996): Die Anmaßung von Wissen. Neue Freiburger Studien, hrsg. von Wolfgang Kerber, Tübingen.

Heydorn, Heinz-Joachim (1995): Über den Widerspruch von Bildung und Herrschaft, Werke, Bd. 3, hrsg. von Irmgard Heydorn, Hartmut Kappner, Gernot Koneffke, Edgar Weick, Vaduz/Liechtenstein.

Horkheimer, Max (2007): Zur Kritik der instrumentellen Vernunft, Frankfurt am Main.

Klein, Josef (1991): Kann man „Begriffe besetzen“? Zur linguistischen Differenzierung einer plakativen politischen Metapher, in: Frank Liedtke, Martin Wengeler, Karin Böke (Hg.): Begriffe besetzen. Strategien des Sprachgebrauchs in der Politik, Opladen 1991, S. 44-69.

Klemperer, Victor (1947): LIT – Notizbuch eines Philologen, Berlin.

Kracauer, Siegfried (2013): Totalitäre Propaganda, hrsg. und mit einem Nachw. von Bernd Stiegler, Berlin.

Osten, Marion von (Hg.) (2003): Norm der Abweichung, Wien/New York.

Pohl, Manfred (2007): Das Ende des weißen Mannes. Eine Handlungsaufforderung, Berlin/Bonn.

- Rühle, Manuel (2015): Kulturindustrie, Bildung und Erfahrung. Eine Problembestimmung aus der Perspektive kritischer Erziehungs- und Bildungswissenschaft, Baltmannsweiler.
- Sternberger, Dolf; Storz, Gerhard; Süskind, Wilhelm E. (1968): Aus dem Wörterbuch des Unmenschen, 3. erw. Aufl., Hamburg.
- Thieme, Sebastian (2013): Der Ökonom als Menschenfeind? Über die misanthropischen Grundmuster der Ökonomik, Opladen/Berlin/ Toronto.
- Wellensiek, Sylvia (2011): Handbuch Resilienz-Training: Widerstandskraft und Flexibilität für Unternehmen und Mitarbeiter, Weinheim.
- Werner, Emmy E. (2011): Risiko und Resilienz im Leben von Kindern aus multiethnischen Familien. Ein Forschungsbericht, in: Margherita Zander (Hg.): Handbuch Resilienzförderung, Wiesbaden, S. 32-46.
- Wieland, Norbert (2011): Resilienz und Resilienzförderung – Eine begriffliche Systematisierung, in: Margherita Zander (Hg.): Handbuch Resilienzförderung, Wiesbaden, S. 180-207.
- Wustmann Seiler, Corina (2012): Beiträge zur Bildungsqualität: Resilienz. Widerstandsfähigkeit von Kindern in Tageseinrichtungen fördern, hrsg. von Wassilios E. Fthenakis, Berlin.
- Zander, Margherita (Hg.) (2011): Handbuch Resilienzförderung, Wiesbaden.

Resilienz als Legitimationsgrundlage gesamtgesellschaftlicher Mobilisierung. Zur Geschichte eines Begriffs

Es mag etwas merkwürdig wirken, wenn in einem Band über die herrschaftlichen Seiten der Geschichtsschreibung ein Aufsatz über einen Begriff erscheint, der aktueller nicht sein könnte.

Nun liegt es aber im Wesen der Geschichtsschreibung, dass sie nicht nur historische Fakten aus unterschiedlichen Perspektiven darstellt und beurteilt, sondern dass sie sich stets auch im Spektrum bedeutungsstarker Begriffe tummelt, die jeweils Herrschaft oder Widerstand zu beschreiben vermögen. Zum Geschäft der Geschichtsschreibung gehört also unter anderem, der Veränderung von Semantik und Aussagewert eines Begriffs auf die Spur zu kommen. So hat etwa der verstorbene Historiker Reinhart Koselleck den „Geschichten von Begriffen“ (2006) ein ganzes Buch gewidmet, wie auch der Kulturwissenschaftler Georg Bollenbeck der Beziehung von Bildung und Kultur unter der Überschrift „Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters“ (1996) auf die Spur zu kommen versucht.

Besonders die Politik macht sich anheischig, die Deutungshoheit über Begriffe zu er- bzw. zu behalten, um auf diese Weise ihre spezifische Sicht auf die gesellschaftlichen Bedingungen - gewissermaßen in einem Akt indirekter Beeinflussung der Bevölkerung – durchsetzen zu können. Begriffe entstehen nicht in einem luftleeren Raum. Sie konstituieren und wandeln sich im Laufe der Geschichte und nehmen zuweilen das Gegenteil der ihnen ursprünglich zgedachten Bedeutung an. Dabei sind sie durchaus nicht als passive Beschreibung eines Sachverhaltes misszuverstehen. Weil sie unser Denken und Handeln mitbestimmen, ist ihnen ein auffordernder Charakter geradezu mitgegeben. Letztlich liegt es zwar im Ermessen des angesprochenen Subjekts, sich einen Begriff anzueignen, sich mit ihm zu identifizieren, um das eigene Denken und Handeln zu legitimieren. Was geschieht aber, wenn dieses Subjekt über den Begriff getäuscht wird? Wenn es absichtsvoll aufs Glatteis geführt wird, insofern es nicht über den Zusammenhang, in welchem der Begriff steht, aufgeklärt wird, wie es einem demokratischen Gemeinwesen anstünde? Was geschieht, wenn einem Begriff in enthistorisierender Weise das Bedeutungsfeld, Adorno spricht von Konstellationen,

regelrecht abspenstig gemacht wird und er nur noch als Platzhalter verborgener Intentionen fungiert? Mit letzter Gewissheit können diese Fragen nicht beantwortet werden. Sie weisen aber auf einen den Begriffen innewohnenden Widerspruch hin, auf den zu reflektieren ist, ohne ihn freilich auf die eine oder andere Seite aufzulösen. Die den Begriffen eigene Dialektik, die Aufhebung des jeweils einen im anderen also, macht deutlich, dass Begriffen ebenso widerständige wie herrschaftliche Momente anhaften.

Die dunkle Seite der Resilienz

Im vorliegenden Fall geht es um den Begriff der Resilienz, der von Emmy E. Werner in den 1970/80er Jahren in die Entwicklungspsychologie eingeführt wurde. Er wird in erster Linie in der Heil- und Sonderpädagogik für sogenannte Risikokinder verwendet, denen es gelungen ist, trotz ungünstiger Ausgangsbedingungen wie etwa Gewalterfahrung, Behinderungen, Armut, dauerhafte familiäre Dissonanzen und Konflikte eine psychische Widerstandsfähigkeit zu entwickeln: „Resilienz liegt vor, wenn jemand eine extrem bedrohliche, d.h. hoch riskante Situation unerwartet gut bewältigt.“ (Wieland 2011, S. 185) Obwohl sich zahlreiche Studien mit dem Phänomen der Resilienz beschäftigen, konnte bislang nicht geklärt werden, aufgrund welcher Faktoren etwa *ein Drittel* aller hochbelasteten Kinder und Jugendliche resiliente Strukturen ausbilden konnten. Das Phänomen der Resilienz ist demnach noch überhaupt nicht abschließend wissenschaftlich geklärt. In diesem Sinne plädiert auch Emmy E. Werner für eine vorsichtige Umgangsweise, wenn die Rede auf Resilienz*förderung* kommt, und warnt aufgrund der individuellen Ver- bzw. Bearbeitungsmechanismen vor Patentlösungen (vgl. Werner 2011, S. 45), zumal eine einmal erworbene Resilienz durchaus nicht dauerhaft über ein Leben lang anhalten muss.

Gerade aber in der Erziehungswissenschaft hat der Begriff der Resilienz*förderung* bzw. der Resilienzkompetenz eine ungeahnte Karriere gemacht, denn er gewinnt im Zusammenhang mit einer möglichen *zukünftigen* persönlichen Instabilität oder Krise an Bedeutung. Kinder und Jugendliche, so das Credo der Befürworterinnen und Befürworter einer Resilienz*förderung* in der Schule, sollen beizeiten Resilienzkompetenz entwickeln, um ein in der Vergangenheit erfahrenes Trauma schnell bewältigen und zukünftige Krisen ohne psychische Beschädigung aushalten zu können. (vgl. Wustmann Seiler 2012, S. 19 und S. 72) Damit freilich werden ursächlich der Gesellschaft anzulastende Auslöser von Traumata aus dem Wahrnehmungshorizont verbannt und Kindern und Jugendlichen die Aufgabe zuteil, sich selbst so weit unter Kontrolle zu

bringen, dass sie einen inneren Regulationsmechanismus entwickeln, der es ihnen erlaubt, die ihnen oktroyierten gesellschaftlichen Zumutungen kritiklos hinzunehmen und auch dann stillzuhalten, wenn ihre existenziellen Lebensbedingungen bedroht sind. (vgl. ausführlich dazu Borst 2015) Dass dies bereits in der Schule eingeübt werden soll, hat u.a. seinen Grund in der demokratiefeindlichen Vorstellung eines sich sozialdarwinistisch organisierenden Gesellschaftssystems, das sich einem marktradikalen Neoliberalismus verschrieben hat, in dem nichts *mehr* gilt, als der profitorientierte Erfolg auf der Basis von Konkurrenz und Wettbewerb. Man könnte angesichts dessen zu der Überzeugung gelangen, dass hierbei weniger Kinder und Jugendliche als Subjekte der eigenen Lebensgestaltung im Zentrum stehen, wie es von einer pädagogisch ausgerichteten Erziehungswissenschaft eigentlich zu erwarten wäre, als vielmehr ihre frühzeitige Präparierung für den, wie es noch um 1900 im Anschluss an den Sozialdarwinisten Herbert Spencer hieß, „Kampf ums Dasein“, also ihre Markttauglichkeit auf dem Prüfstand steht. Wer sich nicht gegen die von außen herangetragenen Risiken im Namen der Resilienzkompetenz zu entwickeln vermag, läuft daher Gefahr, zu den Verlierern in einem auf Dauer gestellten Konkurrenzkampf zu werden. Eine im Zeichen der Menschlichkeit stehende Verletzlichkeit muss daher um des eigenen ökonomischen Erfolgs wegen verdrängt werden.

Die Psychoanalytiker Erich Fromm, Mario Erdheim und Arno Gruen weisen aus unterschiedlichen Perspektiven auf die Folgen einer solchen Verdrängungsleistung hin. Ihnen zufolge mündet die dauerhafte Ignoranz der anthropologisch zum Menschen gehörende Eigenschaft der Verletzlichkeit in eine Destruktivität, die um so leichter auf Andere, vermeintlich Fremde abgelenkt werden kann, je mehr sich die Tür zur Wahrnehmung eigener Verletzungen schließt. Auf diese Weise wird eine unvergleichliche Kälte gegenüber denjenigen menschlichen Regungen erzeugt, die nicht ins Repertoire einer allein auf Wettbewerb ausgerichteten Gesellschaft passen. Nicht effizient zu sein und entsprechend eine mangelnde Einsicht in die Notwendigkeit der Optimierung der eigenen Kräfte wird unter diesen Voraussetzungen mit dem Stigma der Schwäche versehen. Nicht nur, dass damit Menschen gefügig gemacht werden, denn wer will schon schwach sein, sondern es wird das Innere gegen alle Anfechtungen, die nicht im Einklang mit den erwünschten Eigenschaften stehen, abgedichtet und Gesten der Anteilnahme, des Mitgefühls, der Solidarität und der Anerkennung von etwas Anderem als dem Eigenen verhindert. Resilienzförderung in diesem Sinne selbst wird gewalttätig, weil sie dazu zwingt, Verletzungen gar nicht mehr in Erscheinung treten zu lassen. Ja,

sie wird zur Ideologie, insofern sie glauben macht, posttraumatische Belastungsstörungen könnten mit einem Federstrich beseitigt und für die Zukunft verhindert werden. Besonders kurios wird der Glaube an die ewige Heilkraft der Selbstregulation im Namen der Resilienzkompetenz dann, wenn man die zahlreichen Managerseminare betrachtet, die mit dem Versprechen locken, man könne Resilienz so ohne weiteres erlernen und sich gegen einen Burn-Out wappnen. Ein Schelm, der Böses dabei denkt, denn wer würde nicht gerne diesem Risiko aus dem Weg gehen, wie überhaupt jede Schwäche schon das Aus einer beruflichen Karriere bedeuten kann und in rauen Zeiten womöglich gar die Existenz bedroht.

Resilienz ist zu einem einträglichen Geschäft geworden, das, passend zur neoliberalen Doktrin vom erfolgreichen Handeln zur Profitmaximierung, zuhauf systemkonform in Szene gesetzt wird. Naiv wäre es anzunehmen, dass damit die psychischen Pathologien als unreflektierte Reaktionen auf die „Pathologien der [gesellschaftlichen] Normalität“ (Fromm 1999/VII, S. 220) tatsächlich aus der Welt geschafft würden. Viel eher vertieft diese marktgängige Auffassung von Resilienz die inneren Beschädigungen und vergrößert die Indolenz gegenüber den eigenen vitalen Bedürfnissen sowie derjenigen von anderen Menschen. Für den Neoliberalismus eine geradezu treffliche Voraussetzung für seine menschenverachtende Ideologie, die von der *Erziehung zur Härte* geradezu enthusiastisch zu sein scheint. So fordert etwa der ehemalige Historiker der Deutschen Bank, Manfred Pohl, eine *Erziehung zur Leidensfähigkeit* (vgl. Pohl 2007, S. 193), offenbar die notwendige Bedingung, um den totalitären Radikalkapitalismus am Laufen zu halten.

Frieden ist Krieg - Krieg ist Frieden

Resilienz ist also zu einem *verdrehten Begriff* geworden, der die irrationale *Verrücktheit* der Welt verschleiert und auf geradezu exemplarische Weise illustriert, wie mit Begriffen eine Politik gemacht wird, die die Psyche der Menschen angreift.

Nun ist es ja spätestens seit George Orwells düsterem Roman „1984“ bekannt, wie mit Sprache manipuliert und Einfluss genommen werden kann. „Krieg ist Frieden“ heißt die vom Wahrheitsministerium ausgegebene Parole zur Legitimierung eines auf Dauer gestellten Krieges. Umgekehrt würde diese Parole freilich ebenso einen Sinn machen, insofern der Friede im Innern eines Staates faktische außer Kraft gesetzt ist, sobald Konkurrenz und Wettbewerb zu einem alles dominierenden Verhaltensmuster aufrücken und sich in einer - heute noch ungeahnten - Destruktivität entladen würde. Über

die Folgen können wir nur spekulieren. Was wir aber jetzt schon vorfinden, ist eine ungemein drastische Verrohung im Umgang mit dem Anderen und dem Fremden, die die demokratische Zivilgesellschaft massiv auf die Probe stellt. (vgl. Heitmeyer 2012) Wer derart auf Konkurrenz und Wettbewerb setzt, zugleich die sozioökonomische Sicherheit einer Vielzahl von Menschen dem Kräftespiel des Marktes überlässt und einen Klassenkampf von oben initiiert (vgl. ebd., S. 35), muss sich über gewalttätige Attacken gegen geflüchtete Menschen, gegen Andersdenkende, gegen Menschen mit einem nichtkonformistischen Lebensstil oder Menschen mit Behinderung u.v.a.m. nicht wundern. Destruktivität freilich verdankt sich maßgeblich gesellschaftlichen Bedingungen, die entwürdigen und beschämen, die stigmatisieren und marginalisieren und die vor allem angesichts überbordender Optimierungs- und Effizienzphantasien in Politik, Wirtschaft und Wissenschaft die Erinnerung an eine zu einer lebendigen Entwicklung gehörende *Imperfektibilität* des Menschen und der Gesellschaft auslöschen. Die reflexive Auseinandersetzung mit dem Unvollständigen, dem Fehlerhaften und den daraus resultierenden schlechten Verhältnissen ist ja gerade die Triebfeder, etwas zum Besseren wenden zu wollen. Das darin aufgehobene utopische Bewusstsein über die noch nicht realisierten Möglichkeiten ist schließlich die notwendige Voraussetzung für Veränderungen.

Wenn nun aber diese Auseinandersetzung gar nicht mehr statthaben darf, weil sie die Progression zu immer effizienterer Selbstherrschaft zu unterbrechen und so das Getriebe der Optimierungsmaschinerie zu zerstören vermag, dann ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass die Destruktivität gesamtgesellschaftlich zunimmt. „Der destruktive Mensch“, so Erich Fromm, „hat sozusagen die Welt des Lebendigen verlassen. In seiner Verzweiflung über seine eigene Lieblosigkeit kennt er keinen anderen Trost, als die Genugtuung, daß er Leben wegnehmen kann. [...] [Es ist] die letzte und gewalttätige Rache am Leben für die Unfähigkeit, noch irgend eine Art von ‚Nähe‘ spüren zu können, nicht einmal mehr die zwischen dem Folterer und seinem Opfer.“ (Fromm 1999/XII, S. 95) Fromm nennt diese Art der Destruktivität auch Nekrophilie und unterscheidet sie von einer Aggression, die keinesfalls mit dem zerstörerischen Potenzial destruktiven Verhaltens zu verwechseln ist. Für ihn ist die Aggression zunächst eine wichtige Quelle des Widerstandes gegen Existenzgefährdungen aller Art. Er differenziert aber zwischen gutartigen und böartigen Aggressionen. Zu den gutartigen zählt er die *defensive Aggression*, eine biologisch adaptive, dem Leben dienende Aggression, die sich dann zum Ausdruck bringt, wenn existentielle Grundbedürfnisse, wie

etwa nach materieller Absicherung, nach Liebe und Anerkennung, nach Selbstverwirklichung bedroht sind. Anders die bösartige Aggression, aus der *Grausamkeit*, *Sadismus* und *Nekrophilie* folgen und die er als biologisch nicht-adaptiv bezeichnet: „Sie dient nicht dem physiologischen Überleben des Menschen und ist trotzdem ein wichtiger Bestandteil seines seelischen Haushaltes.“ (Fromm 1999/VII, S. 196) Die Ursachen für bösartige Aggressionen sind, so Fromm, zwar vielfältig, eine seiner zentralen Thesen allerdings lautet, dass sie aus einer Zerstörung der Beziehungsfähigkeit hervorgehen, die letztlich in einer narzisstischen Selbstbezogenheit endet. Eine weitere Ursache ist Fromm zufolge, der Verlust der „inneren Produktivität“ (ebd., S. 220), also die Unfähigkeit zu einer inneren Lebendigkeit aufgrund der Kybernetisierung der Gesellschaft (vgl. ebd.). Eine Gesellschaft, die nach unbedingter Anpassung verlangt, die Menschen wie Automaten behandelt und glaubt, durch Außensteuerung die Innensteuerung beeinflussen zu können, beschädigt aufs Nachhaltigste das, was das je Besondere der Individuen auszeichnet: „ihr tieferes Gefühl, ihre Phantasie, ihre Vernunft, kurz, alle ihre wesentlichen Fähigkeiten und psychischen Möglichkeiten“ (ebd., S. 221). Da ihnen die aktivierenden inneren Stimuli fehlen, sind die Individuen auf äußere Reize, etwa durch den ständigen Konsum von immer wieder neu aufbereiteten oder kulturindustriell vorgefertigten Waren, angewiesen. Die permanente äußere Ansprechbarkeit durch künstlich erzeugte Bedürfnisse mündet Fromm zufolge in einer Langeweile und Ohnmacht, die wiederum destruktive Handlungen fördern. (vgl. ebd., S. 219f.)

Wie schon zu Fromms Zeiten, ist auch heute Konkurrenz eine der Stellschrauben zur Beherrschung der Individuen mit dem Unterschied freilich, dass sie in der Zwischenzeit in allen Bereichen des Lebens zur Anwendung kommen soll. Um von den Folgen abzulenken, schließlich wohnt der Konkurrenz der Widerspruch von Sieg und Niederlage inne, wird das Hohelied auf die Resilienzförderung bzw. die Resilienzkompetenz angestimmt: Individuelles Konkurrieren um den besten Platz an der Sonne sollte demnach mit einer inneren Widerstandsfähigkeit korrespondieren, die schon mal auf eine bevorstehende Niederlage vorbereitet. Konkurrenzkompetenz und Resilienzkompetenz bedingen sich demnach gegenseitig. In anderen Worten: Resilienzkompetenz macht fit für den Wettbewerb, dessen Voraussetzung eine Unempfindlichkeit gegenüber den Bedürfnissen anderer Menschen ist. Dabei handelt es sich noch nicht einmal mehr um einen dialektischen Widerspruch, sondern um eine Aporie, die ja gerade dadurch gekennzeichnet ist, dass sich zwei unvereinbare Prinzipien gegenüberstehen.

Die Gegensätzlichkeit von Konkurrenzkompetenz und Resilienzkompetenz zeigt sich dort, wo es um Frage des Mitgefühls und der Anteilnahme am Leben eines anderen Menschen geht. Wie wir aus der psychologischen Resilienzforschung wissen, ist eine der wesentlichsten Voraussetzung von Resilienz die Bindung an eine vertraute Person, die keinesfalls einseitig einzulösen ist, sondern nur dann ihre Wirkung entfalten kann, wenn die daran Beteiligten zu einem wechselseitigen Einvernehmen über die spezifische Situation gelangen. Diese Selbstverständigung kann freilich allein unter der Bedingung eines ausgeprägten Einfühlungsvermögens erfolgreich sein. Die Aporie liegt daher in der politisch verordneten Konkurrenz mit ihrer starken Tendenz zu Gleichgültigkeit und Gefühllosigkeit aufgrund einer gesellschaftlich erzeugten inneren Kälte und Abgestumpftheit und einer Resilienz, die gerade auf das Gegenteil angewiesen ist: auf Zugewandtheit, Wärme, Geborgenheit und eine enorme Portion an Empathie. Somit verleugnet dieses Konzept nicht nur die anthropologisch begründbare Unvollkommenheit des Menschen. Zusätzlich ist die emotionale Abhängigkeit als notwendige Voraussetzung für Autonomie aus dem Wahrnehmungshorizont verschwunden. (vgl. Borst 2003)

Damit wird ein *circulus vitiosus* in Gang gesetzt, der sich gesamtgesellschaftlich als verhängnisvoll erweisen kann, weil, um noch einmal auf Fromm zurückzukommen, die demokratischen Grundstrukturen der Gesellschaft durch destruktive Verhaltensweisen ausfransen oder gar verschwinden.

Gesamtgesellschaftliche Mobilmachung

Was die Befürworterinnen und Befürworter einer Resilienzkompetenz im Individuum vorzubereiten glauben, nämlich die psychische Absicherung gegen zukünftige Risiken und Krisen, gewinnt eine besondere Bedeutung im Grundsatzdokument der Bundesregierung zur Zukunft der Bundeswehr, wirbt dort doch die Bundeskanzlerin Angela Merkel höchstpersönlich für eine „gesamtstaatliche und gesamtgesellschaftliche Resilienz“ (Weißbuch 2016, S. 7). Bezeichnete der Begriff bislang die psychische Widerstandskraft eines Individuums, so erfolgt nun seine Übertragung auf die innere Widerstandskraft eines Nationalstaates gegen äußere Bedrohungen, zur Verteidigung des Wohlstandes, zur Absicherung von Handels- und Versorgungswegen, zur Stabilisierung der Märkte und des Freihandels und zur Sicherung der Rohstoffzufuhr. (Vgl. ebd., passim) Bemerkenswerter Weise richtet sich der Aufruf nicht etwa nur an die Bundeswehr, sondern an alle in Deutschland lebenden Menschen und Institutionen: „Für die

gesamtstaatliche Sicherheitsvorsorge ist die Stärkung von Resilienz und Robustheit unseres Landes gegenüber aktuellen und zukünftigen Gefährdungen von besonderer Bedeutung. Dabei gilt es, die Zusammenarbeit zwischen staatlichen Organen, Bürgerinnen und Bürgern sowie privaten Betreibern kritischer Infrastruktur, aber auch den Medien und Netzbetreibern zu intensivieren. *Das Miteinander aller in der gemeinsamen Sicherheitsvorsorge muss selbstverständlich sein.*“ (Ebd., S. 48, Herv. E.B.) Nach der Doktrin des „vernetzten Ansatz[es]“ (ebd., S. 60) ist die Kooperation von zivilen und militärischen Einrichtungen unverzichtbar. Und so verwundert es auch kaum, wenn im Weißbuch nachzulesen ist, dass die „Sicherheitsvorsorge [...] immer mehr zu einer gemeinsamen Aufgabe von Staat, Wirtschaft, Wissenschaft und Gesellschaft [wird]. Ein gemeinsames Risikoverständnis ist die Grundlage für den Aufbau gesamtgesellschaftlicher Resilienz“ (ebd., S. 59).

Die Fokussierung auf ein gemeinsames Risikoverständnis und die Entdifferenzierung von Bereichen, denen eigentlich sehr unterschiedliche Aufgaben zukommen, unterläuft dabei die Grundstruktur einer demokratischen Gesellschaft. Die Homogenisierung von Staat, Wirtschaft, Wissenschaft *und* Gesellschaft beschwört eine nationalstaatliche Gemeinschaft herauf, deren Zusammenhalt durch eine gemeinsam geteilte Perspektive auf drohende Gefahren gewährleistet und durch die Herausbildung von Resilienz im Innern gestärkt werden soll. Jedes Individuum ist demnach gehalten, Resilienz zu entwickeln, nicht nur, um für den Fall eines Krieges gewappnet zu sein, sondern auch, um als Mitglied der Gemeinschaft Risiken schon im Vorfeld erkennen und abwehren zu können. Die Verquickung von individueller Widerstandskraft mit gemeinschaftlicher Widerstandskraft lässt in letzter Konsequenz den Schluss zu, dass es sich hierbei um die Unterwerfung des Individuums unter vermeintlich gemeinschaftliche Ziele handelt. Anders ist nicht zu erklären, weshalb soviel Wert auf ein gemeinsames Risikoverständnis gelegt wird, dessen Kern die Verteidigung des neoliberalen Gesellschaftssystems ist. Was für das Individuum gilt, nämlich konkurrierendes Verhalten als erstrebenswertes Ziel zu verinnerlichen, ist auf nationalstaatlicher Ebene der Wettbewerb zur Durchsetzung eines weltumspannenden Freihandels nach neoliberalen Grundsätzen.

Besonders auffällig an der Argumentation freilich ist die Tatsache, dass so getan wird, als gebe es keinerlei Interessenkonflikte zwischen den einzelnen Bereichen. Herrschafts- und Machtoptionen verschwinden hinter einem vorausgesetzten Einverständnis aller mit der in allen Einzelheiten vorgegebenen militärischen Strukturen.

Der so harmlos klingende Begriff der Resilienz wird auf diese Weise umstandslos zur Legitimationsgrundlage für die Entgrenzung des Militärischen; oder schärfer noch: Er wird zum Instrument der Militarisierung der Gesellschaft im nationalstaatlichen Interesse, das darauf gerichtet ist, einen Führungsanspruch auf internationaler Ebene zu behaupten (vgl. ebd., S. 68).

Vor diesem Hintergrund ist es um so beängstigender zu beobachten, dass die konkurrenzinduzierte Resilienzkompetenz allmählich das Bildungswesen durchdringt und so auf eine gesamtgesellschaftliche Resilienz im Rahmen von Militäreinsätzen vorbereitet. Ob dahinter ein systematischer Plan steht, mag ich zu bezweifeln. Gleichwohl aber sind diese Bezüge unübersehbar. Sie sollten Anlass sein, sich äußerst kritisch mit den Bedingungen von Resilienz auseinanderzusetzen, zumal hier eine Organisation den Begriff in einer Weise missbraucht, wie sie zynischer nicht sein kann, ist sie selbst doch Ursache von äußerst traumatischen Leidenserfahrungen, sowohl bei ihrem eigenen Personal als auch bei den Opfern von Krisen, Konflikten und Kriegen. Offenbar, so muss konstatiert werden, geschieht hier dasselbe wie im Bildungssystem: Die posttraumatischen Belastungsstörungen sollen erst gar nicht mehr auftauchen und wenn sie schon da sind, sollen sie mit resilienter Geschmeidigkeit hinweggefegt werden.

Im Zuge seiner Militarisierung erfährt der Begriff eine an Absurdität nicht zu überbietende, geradezu makabere Überschreibung, die dazu angetan ist, die Erinnerung an seine ursprüngliche Bedeutung völlig auszulöschen. Als Fachbegriff büßt er auf eine dramatische Weise die Autorität ein, im Namen der Psychopathologie und der Traumaforschung zu sprechen.

Literatur:

- Bollenbeck, Georg (1996): Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters, Frankfurt am Main.
- Borst, Eva (2003): Anerkennung der Anderen und das Problem des Unterschieds. Perspektiven einer kritischen Theorie der Bildung, Baltmannsweiler.
- Borst, Eva (2015): Zauberworte der Pädagogik: das Beispiel Resilienz. Ein Essay über die Stilllegung pädagogischer Kritik, in: Kritische Pädagogik. Eingriffe und Perspektiven, hrsg. von Armin Bernhard et.al., Heft 2: Pädagogik als konkrete Kritik, Baltmannsweiler S. 59-79.
- Erdheim, Mario (1997): Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Eine Einführung in den ethnopschoanalytischen Prozeß, 5. Aufl., Frankfurt am Main.
- Fromm, Erich (1999): Gesamtausgabe in zwölf Bänden, Bde. VII/XII, Stuttgart.
- Gruen, Arno (2015): Der Verlust des Mitgefühls. Über die Politik der Gleichgültigkeit, 10. Aufl., München.
- Heitmeyer, Wilhelm (2012): Deutsche Zustände, Folge 10, Berlin, S. 15-41.
- Koselleck, Reinhart (2006): Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache, Frankfurt am Main.
- Orwell, George (2016): 1984, 39. Aufl., Berlin.
- Pohl, Manfred (2007): Das Ende des weißen Mannes. Eine Handlungsaufforderung, Berlin/Bonn.
- Weißbuch (2016): Zur Sicherheitspolitik und zur Zukunft der Bundeswehr.
- Werner, Emmy E. (2011): Risiko und Resilienz im Leben von Kindern aus multiethnischen Familien. Ein Forschungsbericht, in: Margherita Zander (Hg.): Handbuch Resilienzförderung, Wiesbaden, S. 32-46.
- Wieland, Norbert (2011): Resilienz und Resilienzförderung. Eine begriffliche Systematisierung , in: Margherita Zander (Hg.): Handbuch Resilienzförderung, Wiesbaden, S. 180-207.
- Wustmann Seiler, Corina (2012): Beiträge zur Bildungsqualität: Resilienz. Widerstandsfähigkeit von Kindern in Tageseinrichtungen fördern, hrsg. von Wassilios Fthenakis , Berlin.

Impressum

© 2021 Eva Borst

Erstveröffentlichung in:

Kritische Pädagogik. Eingriffe und Perspektiven, hrsg. von Armin Bernhard, Harald Bierbaum u.a., Heft 2 (2015), Baltmannsweiler.

Beziehungsweise

Kritische Pädagogik. Eingriffe und Perspektiven, Heft 4 (2017), S. 33-45.

Bildhinweis:

Das Titelbild zeigt die Tischlerei-Werkstatt im Bauhaus Weimar – Filmset (Nachbau).

Zu finden unter: <https://bauhaus.daserste.de/frauen-am-bauhaus>

Die Verwendung dieses Beitrags erfolgt mit freundlicher Genehmigung von
Eva Borst.